

Die folgenden Überlegungen sind grundsätzlicher, philosophischer Art. Sie sollen keine direkten Handlungsanweisungen geben, doch sie sollen helfen, die Situation, in der wir uns befinden, besser zu verstehen, und dadurch indirekt zum „richtigen“ Handeln beitragen. Kant hat treffend festgestellt: Nichts ist praktischer, als eine gute Theorie. Sobald mehr gefragt ist als nur pragmatische ad hoc-Verfahren, kommt man ohne ein hinreichend artikuliertes Hintergrundwissen nicht aus. Wenn es um Fragen der Orientierung geht, ist ein übergeordneter theoretischer Kontext, ein intellektuelles Bezugssystem erforderlich, von dem aus dann die eigene Situation beurteilt werden kann. Das gilt insbesondere für das Verständnis der Geschichte. Wenn geklärt werden soll, wie mit Denkmälern, mit den Zeugen der Vergangenheit umzugehen ist, muß dieses Hintergrundverständnis gerade auch das Wissen um die eigene geistige Herkunft und damit auch die Ideengeschichte mit einschließen. In diesem Sinne wollen wir nun die Implikationen der Fortschrittsidee und die Entwicklung des Fortschrittsdenkens ins Auge fassen.

Beim Fortschrittsprozeß wird stets mitgedacht, daß eine zeitliche Folge vorliegt und daß die innerhalb des Zeitstroms jeweils auftretenden Phänomene nicht isoliert und beziehungslos nebeneinander stehen, sondern daß zwischen ihnen ein kontinuierlicher Zusammenhang besteht. Immer wenn von Fortschritt gesprochen wird, setzt man ferner (zumindest stillschweigend) voraus, daß innerhalb dieses Zeitflusses etwas Neues auftritt, das als positiv, als im Vergleich zum Vorhergehenden als besser, eben als fortschrittlicher zu bewerten ist. Dabei durchbricht das positiv zu bewertende Neue die Kontinuität dessen, was aus der Vergangenheit überkommen ist, und es schafft vorher nicht bestehende Möglichkeiten für den zukünftigen Entwicklungsgang. Dieses innovative, produktive Element und die normative Höherentwicklung zum Besseren machen denn auch das eigentliche Zentrum des Fortschrittsgedankens bzw. des unterstellten Fortschrittsgeschehens aus.

Wenn von historisch fortschrittlichen bzw. rückschrittlichen Ereignissen oder Prozessen gesprochen wird, sind in doppelter Hinsicht unvermeidbar theoretische Vorannahmen im Spiel. Die erste theoretische Vorannahme betrifft das historische Material. Das zu beurteilende Phänomen, nämlich der historische Prozeß, ist uns gar nicht direkt gegeben, sondern immer nur im Medium der Historiographie, vermittelt durch die Geschichtsschreibung, zugänglich. In einer pointierten Formulierung könnte man den Historiographen, den Geschichtsschreiber als den Schöpfer, als den Demiurgen der Geschichte bezeichnen. Eine boshafte Wendung besagt denn auch, daß selbst Gott die Vergangenheit nicht verändern kann – wohl aber Historiker und Journalisten. Die Geschichtsschreibung ist kollektive Erinnerung; sie ist diejenige Instanz, in der sich eine bestimmte Gruppe, ein Volk oder eine Nation Rechenschaft über die eigene Herkunft ablegt. Es ist fast unvermeidbar, daß dabei Vorurteile und Selbststilisierungen einfließen. Das wird

besonders dann deutlich, wenn es um Ereignisse oder gar Konflikte geht, die von verschiedenen Völkern unterschiedlich beurteilt und dementsprechend auch in der historiographischen Darstellung verschieden behandelt werden.

Der eigentliche Gegenstand der Geschichte sind die vergangenen Ereignisse, wie sie in ihrer spezifischen, einmaligen Konstellation tatsächlich gewesen sind und unwiederbringlich festliegen. Doch sie sind für uns in der Historiographie – wie in jeder diskursiv entfalteten Erkenntnis – immer nur im Medium der Sprache, der Begrifflichkeit und der Theorie faßbar. Das vergangene Geschehen wird also durch eine historiographische Rekonstruktion intellektuell vergegenwärtigt. Dabei hängt diese Rekonstruktion ihrerseits von dem jeweils leitenden Erkenntnisinteresse und von dem zugrundegelegten heuristischen Ansatz ab. Auch die zugehörigen Auswahlgesichtspunkte und die Kriterien für die Bedeutsamkeit sind unvermeidbar durch ein ganz bestimmtes theoretisches Vorverständnis geprägt. Formal gesehen begegnet der suchende Geist des Geschichtsschreibers in allem historischen Material immer nur sich selbst. Den Gegenpol zum formenden Intellekt bildet das vergangene Geschehen, wie es uns durch die Quellen vermittelt wird. Dieses „Vetorecht“ der Quellen sichert die Sachhaltigkeit – oder vorsichtiger formuliert: den Sachbezug – der historischen Rekonstruktion, so daß unbegründete Thesen, die sich durch die Vergangenheit nicht ausweisen lassen, im Prinzip widerlegbar sind und nicht aufrecht erhalten werden können.¹

Das zweite theoretische Element, das bei jedem Fortschrittsdenken im Spiel ist, besteht in der Werteskala, in deren Namen jeweils geurteilt wird. Um überhaupt ein Werturteil aussprechen zu können, muß man ausdrücklich oder stillschweigend auf einen bestimmten Wertmaßstab zurückgreifen. Hier liegt eine Asymmetrie vor. Während bei der durch die Geschichtsschreibung rekonstruierten Vergangenheit letzten Endes die unverrückbar festliegende Sache selbst den maßgeblichen Bezugspunkt bildet, läßt sich die normative Dimension des Wertvollseins nicht durch Rückgriff auf empirisch aufweisbare Daten begründen. Der besondere Charakter der Wertdimension kommt immer dann in den Blick, wenn man von den konkreten Gegebenheiten und ihrer spontan und unvermittelt hingenommenen Bedeutsamkeit abstrahiert und den Modus ihres Wertvollseins, ihre Qualifikation als gut oder böse, als positiv oder negativ, als fortschrittlich oder rückschrittlich eigens zum Thema erhebt. Alle derartigen Werturteile spielen in der irreduziblen Sphäre des Ideellen, die gleichsam quer zur bloßen Faktizität liegt und in Form des Ethos und der Moralität das innerste Zentrum des Menschseins ausmacht.

Wenn man sich darüber hinaus vor Augen führt, daß die genannte begriffliche, theoretische Benennung und „Formung“ der Vergangenheit durch die Geschichtsschreibung überhaupt erst den Gegenstand bereitstellt, über den dann im Namen eines ganz bestimmten Wertmaßstabes – der im Prinzip auch anders gewählt werden könnte – geurteilt wird, zeigt sich, daß

für die kognitive Aneignung und für die normative Bewertung der Vergangenheit stets ein bestimmter Ermessensspielraum besteht. Es wird deutlich, daß in Sachen Fortschrittlichkeit innerhalb eines gewissen Spektrums durchaus unterschiedliche Auffassungsweisen möglich sind und auch tatsächlich vorliegen. Weil es im Reich der Theorie keinen archimedischen, sicheren, schlechthin unangreifbaren Punkt gibt, sondern immer nur spezifische Zugangsweisen und Prämissen, gehört bei allen Urteilen über den historischen Fortschritt ein bestimmtes Maß an Subjektivität zur Sache selbst. Das gilt für das persönliche, individuelle Urteil ebenso wie für den allgemeinen Zeitgeist, der im Urteil einer bestimmten historischen Epoche zum Ausdruck kommt. Diese divergierenden Beurteilungen beruhen ihrerseits auf der wertenden Stellungnahme gegenüber der in einer spezifischen Erkenntnisperspektive vergegenwärtigten Vergangenheit.

Funktional gesehen steht der Fortschrittsgedanke auf derselben Stufe wie die Idee der göttlichen Vorsehung und der individuellen Unsterblichkeit. Wie die göttliche Vorsehung soll auch das Fortschrittsprinzip den Gang der Geschichte bestimmen. Darüber hinaus leistet der Fortschrittsgedanke dasselbe wie die Vorstellung von der im Jenseits fortlebenden individuellen Seele: Der Tod soll nunmehr innerweltlich und auf kollektiver Ebene überwunden werden durch die unverlierbare Mitwirkung des einzelnen am Fortschritt der Menschheit. Solche Vorstellungen lassen sich nicht einfach als wahr oder falsch erweisen. Sie begründen allererst ein Welt- und Geschichtsverständnis und gehen insofern jeder Erfahrung voraus. Die Einsicht, daß die wesentlichen Prämissen, von denen her der Mensch lebt, kognitiv gar nicht einholbar sind, wird denn auch jeweils auf unterschiedliche Weise in der Lebensphilosophie, der Existenzphilosophie oder in Wittgensteins Theorie der Sprachstile herausgestellt. In der metatheoretischen Reflexion über die Historiographie ist dieser Sachverhalt unter dem Titel „Historismus“ diskutiert worden.² Wenn man eine stärker rationalistisch und zugleich praktisch-moralische Deutung vornimmt, kommt der Fortschrittsgedanke in die Nähe der von Kant im Namen der praktischen Vernunft postulierten Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit.³ Solche Ideen beschreiben keine vorfindbare Erfahrung. Ihre unerläßliche heuristische und regulative Funktion besteht darin, daß sie für die praktische Vernunft, die das Wollen und Handeln durch Begriffe bestimmt, den Gesichtspunkt des Unbedingten und der Totalität zur Geltung bringen.

Der Antike und dem Mittelalter war ein allgemeines Fortschrittsdenken fremd. Den Bezugspunkt für das Verständnis der menschlichen Verhältnisse bildeten die in immer gleicher Form wiederkehrenden, zyklischen kosmischen Prozesse und nicht das zielgerichtete Handeln, das einem linearen Duktus folgt. Gewiß gab es Perioden, in denen auf technisch-handwerklichem Gebiet und bei der Beobachtung und Deutung von Naturprozessen spürbare Fortschritte gemacht und als solche anerkannt wurden. Doch insgesamt überwiegt in der Antike das tragische Lebensgefühl. Im Mittelalter dominiert dann der von der christlichen Theologie geprägte Gedanke einer festgefügtten, gleichbleibenden Ordnung. Die Blüte Athens, die organisatorische Kraft des Imperium Romanum oder die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen des Spätmittelalters galten nicht als universelle Fortschrittsbeweise, sondern gemäß dem Prinzip des *semper idem*, gemäß der Vorstellung vom gleichbleibenden Kreislauf der Ereignisse als eingeordnet in den immer wiederkehrenden Prozeß von Aufstieg und Ver-

fall. Den Hintergrund für das zyklische Verständnis des zeitlichen Wandels bilden orientalische Weltentstehungs- und Weltuntergangsmymen, wie wir sie aus den Erzählungen von der Sintflut kennen. Mircea Eliade sieht im Denkmuster vom verlorenen Paradies, das durch einen Sündenfall verwirkt wird, und in der Erlösungstat, die dann im Paradies zur Wiederherstellung auf höherer Ebene führt, ein gemeinsames Menschheitserbe. Ja, er deutet sogar den Kommunismus (Sündenfall des Privateigentums, Erlösung durch das Proletariat, künftige klassenlose Gesellschaft) und den Nationalsozialismus (Judentum als Prinzip des Bösen, Führerkult, Götterdämmerung) als Varianten archaisch-mythischer Vorstellungen.⁴

Es mag dahingestellt bleiben, ob utopische Entwürfe, wie das Gesellschaftsmodell, das Plato in „Der Staat“ formuliert, oder die Staatstheorien der Renaissance (Campanella, Bacon, Morus), die säkularisierte Form eschatologischer Heilserwartungen darstellen, oder aber authentische Schöpfungen der neuzeitlichen Vernunft sind.⁵ Für die Unheilserwartungen gilt das Analoge. Die negativen Utopien unserer Zeit bilden gleichsam das moderne Gegenstück zum tragischen Lebensgefühl der Antike. Diese Antiutopien verkörpern die Gegenposition zu dem von Ernst Bloch herausgestellten Prinzip Hoffnung. Wenn die von Aldous Huxley und George Orwell geschilderten düsteren Zukunftsvisionen recht behalten, wird sich die Menschheit durch einen hypertrophierenden Fortschritt schließlich selbst zugrunde richten. Der Umstand, daß es heute diese beiden einander diametral entgegengesetzten Formen der Zukunftserwartung gibt, macht die zwiespältige Haltung gerade unserer Zeit gegenüber dem, was dann kommen wird, schlagend deutlich.

Für die Entstehung des Fortschrittsdenkens läßt sich keine eindimensionale Entwicklungslinie angeben. Es hat sich im Verlaufe eines allmählichen Entwicklungsprozesses durch die Wechselwirkung ganz unterschiedlicher ideeller und materieller Faktoren herausgebildet. Wesentliche Elemente in diesem Prozeß sind das in der Renaissance und im Humanismus zum Bewußtsein gekommene schöpferische Potential des Menschen und die dadurch eröffneten neuen Horizonte. Im Verlauf dieses Prozesses wurde das statische mittelalterliche Welt-Lebensverständnis schließlich zugunsten neuer, offener Möglichkeitsspielräume gesprengt. Dadurch wurde die geistige Voraussetzung für die Emanzipation aus der tradierten festgefügtten Ordnung geschaffen. In diesen Kontext gehört neben dem in wörtlichen Sinne zu verstehenden Aufbruch zu neuen Ufern, wie er sich in den Entdeckungsfahrten während der Zeit der Kolonisierung manifestiert, auch der geistige Aufbruch in den Naturwissenschaften.

Galilei sprengt mit der mathematischen Formulierung funktionaler Abhängigkeiten, deren konkreter Nachweis durch technisch inspirierte Experimente geliefert wird, die traditionelle Naturteleologie des Aristoteles. Hand in Hand mit der Kopernikanischen Wende, die den Blick für die Weite des Weltalls öffnet und die Sonne statt der Erde in den Mittelpunkt des Planetensystems rückt, geht die erkenntnistheoretische und ontologische Wende, die Descartes durch die begriffliche Trennung von Ich und Welt, von *res cogitans* und *res extensa* begründet. Mit seinem Rückgang auf die Subjektivität, die nunmehr zur einzig legitimen Bezugsinstanz erhoben wird, ist Descartes zum Begründer der neuzeitlichen Philosophie geworden. Sein mechanistisches Weltbild wurde dann in der Newtonschen Mechanik mathematisch umformuliert, die bis heute das Vorbild für die Entwicklung der Naturwissenschaften bildet.

Die Möglichkeit zur praktischen, technischen Anwendung ist im Konzept der mathematisch-experimentellen Naturwissenschaften von vornherein mit angelegt. Die Zeitgenossen feierten diesen Schritt in eine neue Dimension der Naturerklärung denn auch als Triumph des menschlichen Geistes. Charakteristisch dafür ist das bekannte Epigramm von Alexander Pope: „Nature and Nature's laws lay hid in night. God said, Let Newton be! and all was light.“⁶ Auch wenn die praktische Umsetzung der theoretischen Erkenntnisse erst seit der Industriellen Revolution erfolgte, war damit doch ein Weg beschritten, der die zukünftige Entwicklung geprägt hat. Dieser Weg hat uns in praktischer Hinsicht einen früher ungeahnten zivilisatorischen Komfort, die Befreiung von der Fron mühseliger körperlicher Arbeit, verbesserte Gesundheitsfürsorge und damit auch die äußeren Voraussetzungen für eine höhere Kultur gebracht. Doch derselbe Weg hat uns auch die Atombombe und die Umweltbelastung beschert. Hinsichtlich der Mikroelektronik und der Gentechnologie sind die Auffassungen – wie ich meine, mit guten Gründen – geteilt. Hier liegen unbestreitbar positive Potentiale vor, doch bei einem unvernünftigen, unkritischen Vorgehen zeichnen sich auch negative, bedrohliche Perspektiven ab.

Die Suggestivkraft des modernen Fortschrittsdenkens beruht auf einem dynamisch-prognostischen Überhang. Der emphatische Vorgriff auf die Zukunft und der Fortschrittsgedanke legitimieren einander wechselseitig. In diesem Sinne heißt es bei Bury: „Gerade durch die Beziehung auf die Zukunft erhält der Fortschritt seinen Wert, seine Bedeutung und seine Macht.“⁷ Im Gegensatz zu den traditionsorientierten, agrarischen, naturnahen Gesellschaften der Antike und des Mittelalters bildet für das moderne, fortschrittsorientierte Denken der Industriegesellschaft alles bisher Gewesene nur die vergleichsweise belanglose Vorstufe für das – vermeintlich – einzig Entscheidende, nämlich die zu gestaltende und zu verbessernde Zukunft. Typischerweise gilt denn auch im Verständnis der Natur- und Ingenieurwissenschaften die Vorgeschichte der eigenen Disziplin nur als ein museales Phänomen, aber nicht als integrierendes Element der Gegenwart. Anders liegt die Situation bei den Geisteswissenschaften, die ohne Berücksichtigung ihrer Vorgeschichte gleichsam von innen ausgehöhlt würden. Tatsächlich ist die moderne Welt in wissenschaftlicher, sozialer und kultureller Hinsicht, in allen rhetorischen Bekundungen ebenso in der emotionalen und der intellektuellen Aufmerksamkeit mit der Planung und Gestaltung der Zukunft befaßt. Das ist insofern natürlich, als ein gewisses Maß an Zukunftsfürsorge schlechthin lebensnotwendig ist. Doch es kommt auf das Maß, auf den Umfang an, in dem man glaubt, die Zukunft planen und gestalten zu können. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen ist auch Heideggers berühmtes Werk „Sein und Zeit“ durchaus modern, weil seine Fundamentalkategorie der „Sorge“, die auf den Bedenken der Zukunft beruht, in einer völlig stabilen, traditionsorientierten Gesellschaft gar nicht die Bedeutung haben könnte, die Heidegger ihr zuschreibt.

Unsere Zeit unterscheidet sich durch die großangelegte, systematische, geplante, absichtsvolle Zukunftsgestaltung grundsätzlich von der auf den engen Kreis beschränkten partiellen, individuellen, ad hoc-Vorausschau und Fürsorge im Rahmen vorgegebener, gleichbleibender Strukturen traditionaler Gesellschaften. Es ist wiederholt bemerkt worden (J. Ritter, H. Lübke, O. Marquardt), daß diese Zukunftsorientierung durch ein Gegengewicht ausbalanciert werden muß.⁸ Um angesichts des ständigen Wechsels seelisch nicht ins Bodenlose zu fallen, weil

alles dem beschleunigten Wandel anheim fällt, sucht man nach einem Halt. Um der bloßen Zukunftserwartung, dem Traum von einer besseren Welt, eine Instanz von vergleichbarem Gewicht gegenüberzustellen, wendet man sich der vermeintlich heilen, in jedem Fall aber in sich ruhenden, nicht nur erhofften und erwarteten, sondern tatsächlich real gewesenen Welt der Vergangenheit zu. Es wächst das Interesse für das Museale, für vergangene Zeiten und Völker.

Doch das ändert nichts daran, daß wir insgesamt in unserem Denken und Handeln im großen Stil auf Kredit leben, in der Hoffnung, in Zukunft würden sich die Dinge schon regeln. Der Fortschrittsgedanke tritt dabei nicht nur als Motor, sondern auch als Beschwichtigungsinstanz auf. Die Belastung der natürlichen Umwelt, der bedenkenlose Umgang mit nicht regenerierbaren Ressourcen und die Erwartung, daß es durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt gelingen werde, all dieser Probleme Herr zu werden, sind Ausdruck einer wenig realistischen, überoptimistischen Zukunftserwartung.

Die Veränderung der äußeren Lebensumstände seit dem Beginn der Industriellen Revolution, die vor 200 Jahren in England begann und seitdem in wechselnden Schüben beständig weiterwirkt (so daß man treffender von einer permanenten Revolution sprechen könnte), scheint diesen Optimismus zu rechtfertigen. Von dem zivilisatorischen Komfort, der heute in den Industrieländern selbstverständlich geworden ist, hätte zur Zeit Goethes niemand zu träumen gewagt. Doch hier stellt sich die nicht nur erkenntnistheoretisch bedeutsame Frage, ob man tatsächlich die bisherige Entwicklung im Sinne einer Extrapolation fortschreiben und für die Zukunft ähnliche Lösungen erwarten darf, wie sie bisher in der Vergangenheit gefunden wurden. Gegen diese Annahme spricht die Endlichkeit aller menschlichen Verhältnisse sowie der Umstand, daß alle nicht-destruktiven Lebenserscheinungen keineswegs ins Unendliche wachsen, sondern sich bei einem bestimmten Sättigungspunkt einpendeln.

Tatsächlich ist denn auch heute der abnehmende Grenznutzen des Fortschritts unverkennbar, d.h. das Verhältnis zwischen geleistetem Aufwand und der daraus gezogenen Ausbeute verringert sich. Diese Einsicht hat schon Nestroy mit der Nonchalance des Wieners formuliert: „Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, daß er viel größer ausschaut, als er wirklich ist.“ Gegen überzogene Erwartungen spricht auch das Ausbleiben der von den Aufklärern erhofften allgemeinen moralischen Höherentwicklung. Der feststellbare Fortschritt betrifft eher die äußeren, strukturellen Lebensbedingungen als die Kultur und die Moralität. Es ist denn auch kein Zufall, daß heute die High Tech als sichtbarster Ausdruck und Beweis des Fortschritts gilt. Die Leistungssteigerung der technischen Prozesse und Systeme, die sich durch ihre erhöhte immanente Effizienz auszeichnen, ist für jedermann unmittelbar einsichtig. Doch diese technischen Errungenschaften können nur dann im eigentlichen Sinne als fortschrittlich bezeichnet werden, wenn sie das Leben wirklich reicher machen, wenn sie zu einem erfüllteren Dasein führen, wenn der technische Fortschritt auch ein humaner Fortschritt ist.

Aufschlußreich, ja geradezu verräterisch sind Formulierungen, die ganz selbstverständlich davon ausgehen, daß unter allen Umständen der Fortschritt und nicht etwa die beständige Wiederholung oder gar der Rückschritt das historisch entscheidende Prinzip sei. So heißt es bei Bury: „Erst seit dem 16. Jahrhundert werden die Hindernisse für sein [des Fortschritts-gedankens] Auftreten endgültig überwunden und es bildet

sich allmählich eine Atmosphäre heraus, die ihm günstig ist.⁹⁹ Hier zeigt sich, wie sehr der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Es wird ganz selbstverständlich von der stillschweigenden Voraussetzung ausgegangen, daß sich das Fortschrittsdenken gegen alle Hindernisse durchsetzen muß. Diese Prämisse wird erkennbar, wenn man die durchaus denkmögliche – und in der Geschichte auch anzutreffende – Gegenposition des Verfalldenkens ins Auge faßt, demzufolge das historische Geschehen keineswegs einen Aufstieg, sondern gerade einen Abstieg darstellt. Niemand käme auf den Gedanken, zu erklären, es wurden Hindernisse aus dem Weg geräumt und eine günstige Atmosphäre geschaffen, damit sich der Verfallsgedanke durchsetzen konnte.

An die Stelle des schicksals- und gottergebenen Hinnehmens des Vorgefundenen tritt in der Moderne die aktive, zielgerichtete Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse. Das Credo unserer Zeit ist die Machbarkeit der Dinge und der Selbstwert der Innovation. Das Ziel ist die Befreiung von den Schranken der Natur und von allen nicht von uns selbst gesetzten physischen und historischen Wirkmächten. Damit siegt das lineare Geschichtsverständnis und die Idee des Aufstiegs zu höheren Formen über das an den immer wiederkehrenden zyklischen kosmischen Prozessen orientierte Bild der im Prinzip gleichbleibenden menschlichen Verhältnisse. Im Fortschrittsdenken emanzipiert sich das Geschichtsbewußtsein von der Idee einer festgefügt, vorgegebenen Natur. Das organisch Gewachsene und das historisch Gewordene sollen ersetzt werden durch die zielgerecht entworfene und planvoll umgestaltete selbstgeschaffene, bessere Welt. An die Stelle der agrarisch-handwerklichen Lebenswelt und des statischen, organologischen Weltverständnisses tritt die dynamische, technisch-instrumentelle Umgestaltung der Natur und an die Stelle des pragmatischen, in die traditionellen Zusammenhänge integrierten politischen Handelns die systematische Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft durch entsprechende politische Maßnahmen.

Die Offenheit und Unbestimmtheit unserer Zeit, die Dynamik und das Fortschrittsstreben, die Idee der Machbarkeit und das Postulat der beständigen Innovation, alles dies ist Ausdruck des „Unendlichkeitsstrebens“ (W. Sombart) der Moderne. Wenn man bezüglich der historischen Determination Max Schelers Unterscheidung von Ideal- und Realfaktoren akzeptiert,¹⁰ ist – spekulativ gesprochen – der maßgebliche Idealfaktor die Spontaneität des Geistes. Diese Spontaneität des Geistes manifestiert sich in dem nie seine volle Erfüllung findenden, auf immer höher gesteckte Ziele gerichteten Bestreben, alle Fesseln zu sprengen, alle Schranken zu überwinden und letzten Endes die ganze Welt dem Allmachtsstreben des Ich zu unterwerfen. Begrifflich, kategorial kommt dies Streben in der Freiheitsidee zum Ausdruck, die in ihrer übersteigerten Form keine Schranken mehr anerkennt und zur Vorstellung von der unbeschränkten Machbarkeit der Geschichte führt.

Gemäß dem Diktum, daß die Ideen nur so lange leben wie die Institutionen, die sie tragen, kann auch die innerweltliche Fortschrittserwartung nur dann überleben, wenn es empirische Fortschrittsbeweise gibt. Im Gegensatz zur voraussetzungsgemäß transzendenten religiösen Heilserwartung verlangt der Gedanke eines weltimmanenten Fortschritts nach konkreten, augenfällig faßbaren Bestätigungen. Hier besteht ein enger Zusammenhang zwischen Gedanke und Wirklichkeit. Die Erwartung künftiger Fortschritte und die konkreten Fortschritts-erfahrungen stützen einander und verstärken sich gegenseitig.

Der theoretische Kristallisationspunkt für das Fortschrittsdenken ist die Aufklärung, deren Maxime nach Kants Formulierung darin besteht, daß der Mensch seine selbst verschuldete Unmündigkeit aufgibt und sich seines eigenen Verstandes bedient. Dabei soll die vernunftgeleitete Erziehung unmittelbar lebenspraktisch werden; so heißt es bei Voltaire: „Die einzige Art, die Menschen daran zu hindern, unvernünftig und böse zu sein, ist sie aufzuklären.“¹¹

Die Fortschrittserfahrungen der Zeitgenossen beschränkten sich nicht auf die Leistungsfähigkeit der autonomen Vernunft und auf die zivilisatorische Überlegenheit Europas. In allen Lebensbereichen waren früher ungeahnte „fortschrittliche“ Veränderungen zu verzeichnen. Das gilt – wenn man einen größeren Zeitraum betrachtet – für die Entdeckungen und Erfindungen (Schießpulver, Buchdruckerkunst, mechanische Uhren, Magnetnadel, Fernrohr, Mikroskop, Dampfmaschine, Eisenbahn) ebenso wie für die Einführung des kopernikanischen Weltbildes, für die Erdumsegelungen, die Erfolge der mathematischen Physik und der aufkommenden Chemie sowie für die Sammlung und Ordnung von Forschungsergebnissen aus Geologie, Geographie und Biologie. Wie Gervinus 1853 erklärte, bringen Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Telegraphen „eine Beschleunigung, eine Verbreitung, eine Gemeinsamkeit aller einzelnen Fortschritte hervor, die zum Vortheile der allgemeinen Civilisation selbst die Zeiten und Räume besiegt“¹². Sichtbarer Ausdruck des materiellen Fortschritts waren die etwa 400 Ausstellungen für Handel, Gewerbe und Industrie – einschließlich der zehn großen Weltausstellungen, die dann im 19. Jahrhundert in fast allen Großstädten Europas und einigen Orten Nordamerikas jeweils mit 200 bis 50.000 Ausstellern durchgeführt wurden.¹³ In der offiziellen Begrüßungsrede der ersten Weltausstellung in London 1851 heißt es: „(...) wir leben in einer Zeit des wunderbarsten Übergangs, der darauf gerichtet ist, zügig das große Ziel zu verwirklichen, auf das tatsächlich die ganze Geschichte hinweist – die Verwirklichung der Einheit der Menschheit. Andererseits wird das große Prinzip der Arbeitsteilung, das man als die Triebfeder der Zivilisation bezeichnen kann, auf alle Zweige der Wissenschaft, der Industrie und des menschlichen Könnens ausgedehnt“.¹⁴ Um 1870 stellt die Deutsche Encyclopädie fest: „Die Industrie und Arbeitsamkeit ist nun einer ins Unendliche fortgehenden Vergrößerung und Vermannichfaltigung fähig“.¹⁵

In einer weitgespannten historischen Perspektive erweist sich der Umbruch durch die Französische Revolution – auch angesichts der nachfolgenden restaurativen Tendenzen – eher als ein spezifisches Stadium innerhalb einer wesentlichen kontinuierlichen Entwicklung. Tatsächlich hat schon der auf Planung und Kontrolle ausgerichtete Verwaltungsstaat des aufgeklärten Absolutismus das politische Machbarkeits- und Fortschrittsdenken eingeleitet und nicht erst die Französische Revolution, so spektakulär und umstürzend sie insbesondere durch die Napoleonischen Kriege auf die Zeitgenossen zunächst wirkte. Beiden Regierungsformen ist die Idee des zielgerichteten politischen Handelns gemeinsam. Im Fall des Absolutismus handelt der souveräne Fürst und im Fall der Revolution das souveräne Volk. Das handgreifliche Gegenstück zu dieser organisatorischen, politisch-rechtlichen Entwicklungslinie sind die technisch-wirtschaftlichen Erfolge seit der Industriellen Revolution in England. Beide Strömungen sind ihrerseits eng verknüpft mit dem mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Denken. Dabei bildet das rationale, mathematische Verfahren in doppelter Hinsicht das Modell. Es ist Vorbild sowohl für die

Organisation des Staates, d.h. der zielgerichteten Formung und Strukturierung der gesellschaftlichen Verhältnisse, als auch für die Umgestaltung und Indienstnahme der materiellen Welt. Vernunftoptimismus und Fortschrittserwartung einerseits und konkrete wissenschaftlich-technische, politische und ökonomische Fortschrittserfahrungen andererseits haben so die Fortschrittsdynamik in Gang gesetzt, deren Erben wir bis heute im Guten wie im Bösen geblieben sind.

Dabei ist eine tiefgreifende Unsicherheit, eine grundsätzliche Ambivalenz gegenüber dem unterstellten Fortschrittsprozeß zu beobachten. Diese zwiespältige Haltung ist denn auch – neben der wachsenden Subjektivierung, der Beliebigkeit in der Wahl der eigenen Weltauffassungen und Überzeugungen – der tiefere Grund für die Orientierungskrise unserer Zeit. Einerseits geht man davon aus, daß der Fortschritt machbar sei und tut alles, um ihn absichtsvoll und zielgerichtet herbeizuführen. Und doch fürchtet man andererseits, daß die Entwicklung womöglich außer Kontrolle geraten könnte und daß wir uns schließlich selbst den Untergang bereiten. Gegenüber der idealistischen Geschichtsdeutung Hegels hat Marx geltend gemacht, daß die Menschen ihre Geschichte selber machen. Die Auffassung von Marx deckt sich ganz mit derjenigen von Engels, der erklärt: „Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle des Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben.“¹⁶ Dieser Auffassung widerspricht der französische Historiker Fernand Braudel: „Marx irrt sich gewaltig, wenn er behauptet, daß die Menschen die Geschichte machen; es ist eher die Geschichte, die die Menschen macht. Sie erleiden sie.“¹⁷

Tatsächlich sind wir immer zugleich Subjekte und Objekte des historischen Geschehens, pointiert gesagt zugleich Täter und Opfer. Alle historischen Akteure haben bestimmte Ziele und Absichten, die auf die Ziele und Absichten anderer stoßen, so daß sich schließlich ein Resultat einstellt, das niemand gewollt hat oder in den Einzelheiten auch nur voraussehen konnte. Die vielberufene Dialektik der Geschichte, der „Eigensinn“ des Geschehens bedingt, daß die Zukunft grundsätzlich offen ist. Deshalb konnte Helmuth Plessner sagen: „Es ist Gesetz, daß im Letzten die Menschen nicht wissen, was sie tun, sondern es erst durch die Geschichte erfahren.“¹⁸ Gewiß hat das konkrete Wollen und Tun in einer bestimmten historischen Situation seine unaufhebbare Bestimmtheit, sein So-und-nicht-anders-sein. Doch die eigentliche historische Bedeutsamkeit dieser historischen Aktivität manifestiert sich erst in den Folgen, die sich aus diesem Tun ergeben. Das gilt auch hier und heute. Wer vermag vorauszusagen, welche konkreten sozialen, kulturellen und ökologischen Folgen sich aus den Entscheidungen und Maßnahmen ergeben werden, die heute etwa in Sachen Umweltbelastung und Ressourcenverbrauch, Gentechnologie und Mikroelektronik getroffen werden?

Diese grundsätzliche Unverfügbarkeit der Geschichte, die Differenz zwischen Absicht und Resultat, setzt jedem absichtsvollen Streben nach Fortschritt grundsätzliche Grenzen. Das hat zur Folge, daß der Fortschritt – wenn er sich denn einstellt – nicht so sehr absichtsvoll erstrebtes Ergebnis als ein sich gleichsam hinter dem Rücken der Akteure einstellendes Resultat ist. Diese Einsicht entbindet uns jedoch nicht der konkreten Aufgabe, hier und jetzt, unter den gegebenen Umstän-

den, das Menschenmögliche zu tun, um den Fortschritt zu befördern. Er wird nicht mit naturgesetzlicher Notwendigkeit von sich aus eintreten. Wenn er denn kommen soll, müssen wir alles in unserer Macht Stehende tun, um ihn herbeizuführen. Dies auch auf die Gefahr hin, daß das Resultat nicht in allen Zügen mit unseren Erwartungen übereinstimmen wird.

Daß hier Diskrepanzen unvermeidlich sind, liegt in der Natur der Sache. Wenn ein Fortschritt eintreten soll, ist dies nur dadurch möglich, daß Neues in die Welt kommt, wodurch zwangsläufig Altes zerstört wird. Die neuen äußeren und inneren Verhältnisse bedingen, daß die überkommenen, traditionellen Lebensformen einschließlich der vertrauten Umgebung durch das vermeintlich Bessere ersetzt werden. Dies hat unvermeidbar ein gewisses Maß an Entwurzelung und Entfremdung zur Folge. Gerade in der industriellen Welt, in der durch den wissenschaftlich-technisch-industriellen Komplex und den ökonomischen Konkurrenzkampf ein dynamischer Wandel geradezu vorprogrammiert ist, wird das „stahlharte Gehäuse“¹⁹, das uns alle umschlossen hält – und das sich überdies beschleunigt wandelt – besonders spürbar. Wir können unserer Zeit nicht entfliehen, wir können das, was sie an positiven und negativen Zügen bereit hält, nicht nach willkürlichem Gutdünken verändern, weil wir stets auf die unverfügbaren Züge der Realität stoßen. Hier handelt es sich um überpersönliche, kollektive Vorgaben, die die Ausgangslage bilden und die wir insofern zunächst als gegeben hinnehmen müssen. Von dieser Situation ausgehend kommt es darauf an, dieser Welt ein menschliches Antlitz zu geben, wobei der Besinnung auf die Tradition – und damit auch der Denkmalpflege – eine entscheidende Bedeutung zukommt.

Anmerkungen

- 1 Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft: Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M. 1979, S. 206.
- 2 Vgl. Friedrich Meinecke: *Die Entstehung des Historismus*, Werke, Bd. 3. München 1965.
- 3 Immanuel Kant: *Kritik der praktischen Vernunft*, A 238 f.
- 4 Vgl. dazu: Friedrich Rapp: *Fortschritt: Entwicklung und Sinngehalt einer philosophischen Idee*. Darmstadt 1992, S. 106-119.
- 5 Ebenda, S. 119-128, S. 186 f.
- 6 Alexander Pope: *Collected Poems*. London 1956, S. 122.
- 7 John B. Bury: *The Idea of Progress*. New York 1955, S. 6 f.
- 8 Joachim Ritter: „Die Aufgaben der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft.“ In: ders.: *Subjektivität*. Frankfurt a. M. 1974, S. 105-140; Hermann Lübke: *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse: Analytik und Pragmatik der Historie*, Basel 1977, S. 304; Odo Marquard: „Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften.“ In: *Almanach*, Bd. 1, Bonn 1987, S. 109.
- 9 John B. Bury (wie Anm. 7), S. 7.
- 10 Max Scheler: *Die Wissensformen und die Gesellschaft*. Werke, Bd. 8. Bern 1960, S. 19-23.
- 11 Voltaire: *Remarques de l'essai sur les mœurs*. Werke, Bd. 24. Paris 1879, Nachdruck Nendeln 1967, S. 569.
- 12 Georg G. Gervinus: *Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 1967, S. 165.
- 13 Burkhard Bergius: „Glaspaläste der künstlichen Nützlichkeit.“ In: Tilmann Buddensieg, Henning Rogge (Hrsgg.): *Die nützlichen Künste*. Berlin 1981, S. 163-173.
- 14 Zitiert nach Bury (wie Anm. 7), S. 330.
- 15 Dieses Zitat und weitere Belege finden sich in: Reinhard Koselleck: „Fortschritt“ In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hrsgg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 2. Stuttgart 1975, S. 351-423, hier S. 393.
- 16 Friedrich Engels: *Anti-Dühring*. MEW, Bd. 20. Berlin 1962, S. 264.
- 17 „Fernand Braudel – ein Leben für die Historie.“ In: *Pariser Gespräche*, geführt von F. Ewald. Berlin 1989, S. 93.
- 18 Helmuth Plessner: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Berlin 1975, S. 341.
- 19 Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. 1. Tübingen 1972, S. 203.

